

Das Beil Winrichs von Kniprode.

Humoreske von H. Kottb.

(Nachdruck verboten.)

Um den Stammtisch im „Blutgericht“ (einer uralten, bestrenommierten Weinkeipe im Souverain des Schlosses zu Königsberg in Preußen) saßen zu Ende der siebziger Jahre mehrere ältere Herren in gemütlicher Unterhaltung wobei auch die Rede auf die jüngste Anwesenheit eines der Stammgäste in England kam. Es war der angehende Konjul und Kommerzienrat W., der in seiner Erzählung fortfuhr, unter anderem äußerte: „Man sollte nicht glauben, das aus der Ordenszeit unserer Provinz auch in England noch manche Reliquie und Antiquität zu finden ist.“ Und auf die neugierigen Fragen der Nebenstehenden fuhr der alte Herr fort: „Auf einem Ausfluge in die Umgegend Londons besuchte ich auch einen früheren Geschäftsfreund Mr. Cavens, der sich nach Angabe seines Geschäftes auf seinen Landsitz — eine frühere Baronessbesitzung — zurückgezogen hat und hier seine Tage als Grand-Séjourneur in Würde und Bequämlichkeit verbringt. Selbstverständlich befindet sich auf diesem Herrensitze, wie fast auf allen englischen Schlössern, auch eine Waffenkammer der früheren Besitzer und das kostbarste Stück des letzteren besteht — der arme Baronet hat sich, wie mir Mr. Cavens mittheilte, durch Spiel und Sport total ruinirt — war ein in den glücklichsten Tagen des Beil, sehr ähnlich einem alten Schlächterbelle, wie mir schien, neben welchem ein Bettel mit folgender Schrift lag, die ich mit der Wertwürdigkeit habe würdlich gemerkt habe:

By this axe Winrich of Kniprode killed with own hand in the battle of Tannenberg the three Prussian traitors: Weidewut, Widuwit and Wudewit, anno 1270f.)

„Ja das nicht, außer dem darin enthaltenen haarsträubenden historichen Schnitzer, merkwürdig, meine Herren?“

„Ehe noch jemand hierauf antworten konnte, brach der alte Kreisgerichtsrat W. in ein schallendes Gelächter aus, so daß ihn alle verwundert anstarrten, worauf er immer noch herzlich lachend, wiederholte: „Merkwürdig, sehr merkwürdig! Hätte nie gedacht, daß eine hier in Königsberg vor 39 Jahren verübte blutige Thatbeilte vulgo Mord in England noch zu solchen Ehren kommen könnte.“

„Erzählen, erzählen, Herr Rath.“ rief nun die ganze Tafelrunde, und der genannte erzählte unter allgemeiner Hellerkeit ringsum nachstehende wahre Historie:

„Es war zur Zeit der Schuljugend Friedrich Wilhelms IV. also im Jahre 1840, und Königsberg wimmelte von Fremden, darunter natürlich auch von Engländern, unter welchen sich auch ebenjenseits der von Mr. Cavens gegen Herrn Kommerzienrat W. erwählte ruinirte Baronet befanden haben und damals noch ein junger Mann gewesen sein muß. Ich, zur genannten Zeit noch ein blutjunger Referendar, verkehrte ich damals in einem Freundeskreise, bestehend aus jungen Advokaten, Stadtgerichts- und Regierungsfreireferendaren, Offizieren und Kaufleuten — worunter Sie sich, Herr Kommerzienrat allerdings nicht befanden, sonst würden Sie über Winrichs von Kniprode Beil in London nicht so erstaunt gewesen sein — regelmäßig hier im Blutgericht, das damals fast schon ebenso auslag wie heute. Der tollste unferes Kreises war Wessford D. — der alte lustige Freund ist längst ad patres verjammelt — zu allem möglichen Unfuhm stets angelegt und voll unverwundlichem Humor. Unter den fremden Besuchern dieses Lokales fiel uns gar bald ein junger fester Engländer auf, der sich von den damals bedenklichen Rikern „Mylord“ nennen ließ und es wohl auch war, denn er ist sicherlich der von Mr. Cavens Erwähnte gewesen. Amüsierte uns junge Leute schon dieses Fremden ganzer äußere Habitus, so interessirte uns noch mehr seine Wissbegierde, mit der er — den damals eigens für die Publizitätsfeier herausgegebenen Führer durch Königsberg permanent aufgeschlagen in der Hand — täglich die Kaiser maltairirte, ihm die „torturinstrumente“ zu zeigen, die doch unbelagt in die „bloody court of justice“ vorhanden sein mußten. Erklärten ihm die Besorgten, daß das alles „viel früher“ gewesen sei, so lies Mylord in seinem radebrechenden deutsch-englischen Kauderwelsch dennoch standhaft auf seiner Forderung bestehen. Er wollte dann soo die instrumente „von viel früher“! Da einige unter uns etwas Englisch verstanden, — Freund D. sprach dasjelle fast perfekt — hatte der Engländer mit der Zeit seinen Platz an unserem Tische gewandelt und quälte uns nun um Bericht über „viel früher“ von die blutige Gericht und die dabei verwendeten instrumente. Mit der ernsthaftesten Miene von der Welt erzählte der lustige D. ihm die haarsträubendsten Geschichten über die ehemalige Bedeutung des Blutgerichts, von dem eifrig lauschenden Engländer nur in regelmäßigen Pausen durch den Auswurf unterbrochen: „Dah, merkwürdig; very (sehr) merkwürdig!“ — Eines schönen Tages,

ehe Mylord noch erschienen war, erklärte uns D., daß er heute dem Engländer etwas ganz Apatres, „von viel früher“ zeigen werde und erüchte uns nur streng ernsthaft dabei zu bleiben. Mylord erschien bald darauf und D. eruchte beiseiten und uns, ihm zu folgen; er habe Etwas ermittelt, was wohl für uns alle von höchstem Interesse sein dürfte. D. führte uns nach dem hintersten Lagerraum des Weinellers, wo in einem Winkel hinter den Fässern einige alte Schloßketten theils lagen, theils an der Mauer hingen. Unheimlich genug sah dieser blutere Raum beim Scheine einer dieser brennenden Laterne schon aus, aber noch unheimlicher hub D. münnehr zu dem Engländer in dessen Muttersprache an:

„Mit vieler Mühe habe ich von der Schloßverwaltung die nachgelassene Erlaubnis erhalten, Ihnen, Mylord, diese Kettenabtheilung zu zeigen. Die Ketten, die Sie hier liegen sehen, dienten vor Zeiten dazu, den zum schmerzvollen Tode Verurtheilten theils so lange am Halse aufzuhängen, „bis daß er stirbe“ (wie der Urtheilspruch es wörtlich besagte), theils ihn auch noch länger daran hängen zu lassen.“

„Dah, merkwürdig, very merkwürdig,“ unterbrach ihn unser Mylord. D. fuhr im Trabestone fort:

„Mit diesen Ketten aber, die Sie da hängen sehen, wurden ebrwürdige Ordensritter, zum Hungertode verurtheilt, an die Wand gefesselt. Meistentheils starb der Unglückliche aber schon „viel früher“, da ihn die unzähligen Ketten, die vor Zeit hier hängten, bei lebendigem Leibe, von unten angefaßen, aufraßen, ehe der Hungertod eintreten konnte.“

„Dah, very merkwürdig, indeed.“ (In der That) flüsterte Mylord und fuhr dann mit lauter Stimme fort: „Was kosten all die chains?“ (Ketten), worauf er von D. die Antwort erhielt: „Sind ja Staatsgengthum, daher absolut unverkauflich! Mehr ist hier nicht zu sehen.“ erklärte mir ernsthaften Tone unter Spaghogel D. einen besonderen Accent auf das Wort „hier“ legend, und schweigend kehrten wir mit dem Sohne Wilsons an unsern Tisch im vorderen Raume zurück. Als nach des letzteren Wegang der uns bedenklichen Kaiser wieder über Mylords unerwartliches Forchen und Fragen nach weiteren „instrumente“ und „curiosities“ (Museumstücke) fragte, rief D. lachend aus: „Dem Mann kann und soll geholfen werden!“ und entwidete uns darauf in Kürze seinen Plan, der sich, wie Sie gleich hören werden, in den nächstfolgenden Tagen auch glänzend realisirte.

D. hatte vor längerer Zeit — als junger Student noch — eines Tages auf dem Ohrenmarke in einer Tüdelbude ein altes Schlächterbelle erblickt und dasjelle seiner eigenhändigen Bauart wegen (es hatte vorne eine hellrothfarbige Schneide und am hinteren Ende einen hammerähnlichen Helmansatz) für ein altes Silberinstrument gehalten. Nummer diejeses alte Mordinstrument seit Jahren schon dem D.-schen Wächter und Kalesfaktor einfach zum Denkschalpen. Als nun am Tage nach der Kettenbesichtigung der Engländer wieder an unserm Tische Platz nahm, ergriff D. auf englisch das Wort und sprach mit Würde: „Ich nehme mit die Ehre, Mylord und Euch, meine Freunde, auf heute Abend 9 Uhr in meine Wohnung (diejeselbe war ein vier Treppen hoch gelegenes Garçonlogis in der Magistergasse) einzuladen, um Ihnen dort eine historiche Reliquie aus Preußens Vergangenheit zu zeigen, die sich seit Jahrhunderten in dem Besitze meiner Familie befindet und welche ich bisher noch niemandem gezeigt habe!“

„Dah, thank you, ich werde surely (sicherlich) kommen,“ rief Mylord freudig aus und wir alle verückerten im ernsthaften Tone gleichfalls pünktlich zu erscheinen. Als es von der Donkerde 9 Uhr geschlagen hatte, sahen wir mit dem Engländer bereits in D.'s Zimmer um dessen runden Tisch herum und harrten der Dinge die da kommen sollten. Nachdem D. uns selerlicht begrüßt hatte, rief er mit lauter Stimme: „Philippus!“ Auf diesen Ruf trat der bereits vorher inkuitirte, sonst aber ganz unbekante Wächter (sein Name war Karl Neumann) unseres Fremdes herein, trat langsam an den Tisch und fragte: „Herr Wessford befehlen?“

„Hole die unter meinen Bette stehende, verschlossene Holzschle herbei!“

Philippus verschwand und setzte eine Minute später eine schmale, ganz schwarz gewordene hölzerne Zugschleife (bis dato hatte sie zur Aufbewahrung seines Wächtergeses geblieben) schweigend vor uns nieder und verließ dann das Zimmer. D. erhob sich würdevoll, öffnete mit einem an seiner Hüfte (auch erst seit heute) hängenden kleinen Schlüssel das an der Kette (gleichfalls heute) angelegte kleine Vorhängehölz, zog den Dedel ab und vor uns lag auf einem verschweiften alten Sammetkissen (es war von D. sonst für einstellere benutzt worden) das ehrwürdige Schlächterbelle, ein danebenliegendes vergilbtes Pergament — selbstverständlich Tags zuvor von D. verpackt — enthielt nachstehende Urkunde, nach Schrift, Wort und Inhalt gleich unsinnig:

„Mit diß Weyl zerlösch da berümt und sehr ehrenveß Winrich v. Kniprode mit zeitum Gant bei Tannenberg Weidewut, Widuwit und Wudewit anno MCLXX.“

Nachdem D. unserem Mylord die haarsträubende Urkunde englisch verdommelte hatte, während wir mit größter Ergelge einen Lauchstramp zu unterdrücken bestrbt sein mußten, fuhr D. unerschütterlich fort:

„Dies kostbarste Stück aus Preußens ruhmvoller Vergangenheit hat mein Ur-Urgroßvater, der Oberkämmerer im Blutgericht war, seiner Zeit dabeilb im Kellerraume unter Schutt und Moder aufgefunden und — ich muß es lieber zu meines Ahnen Ehre eingestehen, rechte aber auf allefalle strenge Diskretion — in seinem unzählbaren Sammelkiste heimlich von dort entwendet, so als bis dato Gottlob noch niemand erfahren hat. Auf seinem Sterbebette gelang er seinem Sohne die Mißthat. Das Beil zurückgeben, dieß aber unsere Familienere verückerten und so vererbte, dieß das berühmte Beil vom Vater auf den Sohn, kam endlich in meinen Besitz und soll es von mir — da ich niemals heirathen werde — endlich der Staat erben; dadurch wird zugleich das Verbrechen meines Vrahnen in legalster Weise gesühnt!“

„Was hat geuefen this Winrich Knopperod?“ fragte Mylord wöthbegierig und D. antwortete in doctrendem Tone:

„Winrich von Kniprode war der berühmteste Hochmeister in des Ordens Blützeit und hat sämmtliche damaligen heidnischen Preußen, Litauer und Polen in unzähligen Schlachten — ich erinnere nur an Tannenberg, Friedland, Kubau, Gravel, Rapora u. a. m. — vernichtet.“

„Und was haben geuefen die three (drei) Uteuouis?“ erklang Mylords neue Frage.

„Weidewut, Widuwit und Wudewit waren drei heidnisch-preussische Zwillingesbrüder und Fürsten, die ihren Herrn und Meister verrathen hatten und dafür von demselben mit diesem Beile — wie die Urkunde besagt — eigenhändig am Leben gestraft wurden.“

„Dah, das very merkwürdig sein, und was kosten der Beil?“ fragte Mylord weiter.

„Diejes Beil ist noch unverkäuflig, Mylord, wie die Ketten im Blutgericht, weil es mein theuerstes und zugleich schmerzliches Andenken an meinen Vrahn ist; in Sünden zwar erworben aber in Ehren aufbewahrt,“ antwortete hohlen Tones unser Freund D.

„Dah, 'tis a very pity“ (sehr schade), rief unser Engländer schmerzlich aus, und nachdem das historiche Beil noch längere Zeit von Hand zu Hand gegangen, wurde es von D. wieder selerlicht dem alten Wächtergeuefen ehrenterleibt und wir erkernten uns mit Mylord's Wegang und nachdenkend über Preußens ruhmvolle Vergangenheit.

Einige Tage lang erschten der Engländer nun nicht mehr im Blutgericht, war auch aus dem Hotel de Prusse, seinem bisherigen Logis, verschwunden, wie wir erfuhren. Freund D. lächelte nur über unsere allefalle Verwunderung und meinte geheimtholl:

„Kinder, der Zauber zieht, in zwei bis drei Tagen werde ich Euch beiseiten entführen.“ Und so geschah es auch; was wir von D. nach gedachter Frist — der Engländer war aus Königsberg spurlos verschwunden — von letzterem erfahren, war diejes:

Mylord hatte D. noch mehrmals besucht, und ihn bestürmt, ihm „der Beil of Winrich“ zu verkaufen; er hatte bis 100 pounds (Hund Sterling à 30 Mark) geboten, endlich aber, da D. jede Offerte entschieden abwies, hatte Mylord sich hinter Mr. Philippus gesteckt, um diesen durch Bestechungsversuche dahin zu bewegen, seinem Herrn das berühmte Beil zu entwinden und an Mylord gegen klingenden Judaslohn auszuquartieren. Der biedere Wächter Carl Neumann, der in Kürze ein armes, aber braves Mädchen heirathen wollte, das ebenso wenig wie er besaß, hatte seinem Herrn eifrig Mylords verückerten Plan gefanden und daß letzterer ihn zur 10. dam 15. 20 nun aber geteuer bereits 30 pounds geboten habe, und da s ist wohl höllisch viel Geld, nicht wahr, Herr Wessford?“ hatte Carl dabei gefwollt.

„Nun so glemlich“, hatte sein Herr geantwortet, „für 40 bis 50 pounds kannst Du Mylord das Beil immerhin ablassen; ich gebe Dir dazu wie auch zu Deiner bevorstehenden Hochzeit meinen heidlichen Segen. Deine und Deiner Flamme Aussteuer wird Mylord wohl besorgen, wenn Du consequent beim Höchsterbleibe.“ Doch der brave Carl, der unterdeß erlahmen 9 te, das 1 pound schon 6 Thaler 20 Silbergroschen betrage, 30 pounds daher schon 200 Thaler auszumachen, hatte in seiner Wiederlelt den „verrückten Mylord“, wie er ihn nannte, nicht mehr zwaden wollen und ihm für letztere Summe — dabei auf seines Herrn Anweisung demnach den ungetreuen Diener spielend — das merkwürdige Beil überantwortet, mit wöth kostbarer curiosity der Engländer selerlicht abgereist war, nachdem er zuvor, wie bereits bemerkt, sein Quartier während der Unterhandlungstage mit Carl gewechselt hatte, um uns alle glauben zu machen, daß er Königsberg schon lange verlassen habe.

So hatte die veröde Handlung Mylords — von D. genau vorausgesehen — niemandem geschadet, dagegen zwei Wächchen, den Wächter Carl und seine Witwa, die derselbe bald darauf heimführte und mit ihr ein ehrlames Höferegeheft etablirte, glücklich gemacht.

„Das ist die Geschichte des berühmten Beils Winrichs von Kniprode“ schloß der joviale Kreisgerichtsrat, „Sie, verehrter Herr Kommerzienrat, haben es selbst auf Mr. Cavens' Herrensitze gesehen und mir eifrigst jeder Zweifel an der Identität erwählter Reliquie mit des seligen D.'s altem Schlächterbelle vollkommen ausgeschlossen.“

\*) Mit diesem Beile erschlug Winrich von Kniprode eigenhändig in der Schlacht bei Tannenberg die drei preussischen Oberverrückter; Weidewut, Widuwit und Wudewit anno 1270.

\*) Solterwerkzeuge.

\*) Kriminal-, also auch Blutgericht.

Humoreske aus dem Studentenleben von Paul Jahn.

In der Mitte uneres erfindungsreichen Jahrhunderts zeltete das Studentenleben auf der kleinen, aber hochberühmten thüringischen Universitäts-Jena an der Saale gar äppelge Blüten und Früchte. Der Bruder Studiu war "Herr des Rahes" und in vollen Zügen genos er des "Lebens ungemäßigter Freude". Die wenig scharfen Geize der Unversitätsgerichtsbarkeit waren auch nicht dazu angehen, einen besonderen Ernst der Situation herauszu-...

Samst wäre alles recht schön gewesen, wenn diese zarte Milde nur auch auf die Mensuren ausgebeugt worden wäre; das aber verstand man lieber gar keinen Spaß und von dem Rebells war keiner so "eifrig", wie der sonst gutmüthige Oberpedell Kahle. Früh und spät war er auf den Beinen, um die Herrschens "abzuwaschen", leider immer mit negativem Erfolge. Kam es doch vor, daß, als er früh sieben Uhr nach der "Tanne" über die Kamsdorfer Brücke eilte, ihm die Herren Korpsbüchsen entgegenkamen; man hatte im Sommer die Gewohnheit, schon früh ein-...

Ein schöner Sonntag war angebrochen. Schon am frühesten Morgen hatten sich die Herren Korpsbüchsen in Begleitung des Pantarztes, der Richters und der Korpsbunde nach Wöllnis begeben, um dort die Ehrenhändel auszufechten. Die ersten Pantanten waren gerade im Ankleidezimmer oben neben dem Saale und warfen sich in Pantofeln, während die anderen noch unten im großen Gaßzimmer saßen. Der Wirth und die Wirthin waren in der Küche beschäftigt, als die letztere aufstehend die wohlbekannte Figur des Oberpedells Kahle über den Hof schleichen sah. Wohl ihr waren beide anfangs sprachlos vor Schreck; jedoch die Wirthin wart ihrem Maxime ein paar Worte hin, worauf dieser schleunigst verschwand, während sie selbst dem Pedell entgegenging.

"Guten morgen, mein lieber Herr Kahle", redete die dralle Frau ihn an und zog ihn am Aermel rasch in die Küche und von da in die obgelegene Wohnstube. Verblüfft von dieser Ueberumpelung wollte dieser eine scharfe Entgegnung loslassen, als die Frau sich ihm an die Schulter hing und ihn lächelnd anblickend fortfuhr: "Na, mein lieber Herr Kahle, es ist gut, daß Sie kommen und die heillose Gesellschaft mal am Krügen kriegen, mein Mann ist auch nicht da, der ist nach Roda zum Schwelmeis, wie soll ich arme Frau wohl da Herr werden? Aber nicht wahr, Sie helfen mir armen Frau ja, aber was schmeißt ich da", unterbrach sich die Frau, "Sie werden zunächst Durst haben, lieber Herr Kahle", und fort war sie, unsern Pedell mit gemüthlichen Gesichten zurücklassend.

Nach Verlauf von zehn Minuten erschien die Frau wieder, in der Hand ein großes Glas mit Doppeltümmel und eine Kanne Weisbier tragend. "Hier, lieber Sie sich erst, lieber Herr Kahle, dann will ich Ihnen meinen Plan mittheilen, wie wir den Herren bekommen können!" Kahle trank den Rimmel, trank auch rasch die Kanne aus und bald stand eine zweite vor ihm. Je mehr er aber trank, umso unternehmungslustiger wurde er und als die Wirthin wieder erschien, frag er sie nach dem Feldzugplan. "Der ist ganz einfach, Herr Oberpedell, entgegnete die Frau, "oben im Saale steht in einer Ecke ein mächtiges Faß, in dasselbe legen Sie sich und ich lege dann einen Deckel darauf, wenn dann die Studenten losgehen, brauchen Sie nicht aufzusehen und — die Geschichte kommt in schönste Ordnung!" Aimer Oberpedell, Rimmel und Bier hatten, dessen Verstand getrübt; nicht eine Minute besann er sich, dann stand er auf und melnte treuherzig zur Wirthin:

"Das, das geht ausgezeichnet, nur erst oben im Saale!" An der Hand der Wirthin schlich er die Treppe in den Saal hinaus und wirklich, das Bagesstück gelang, ungeachtet gelangte er auf seinen Laufschritten im Faß, erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten, harrend. Kurz darauf wurde es lebendig im Saale und Rasen wurde es doch besonnen zu Mühe, weil es doch immerhin möglich war, daß irgend ein neugieriger Student den Deckel aufheben könnte und dann hätte er sich doch schlecht klammert. Aber diese Besichtigung bestätigte sich nicht. Kahle ahnete, denn auch trater auf und horchte aufmerksam nach den Vorwommnissen im Saale. Dabei freute er sich immer mehr und im stillen auf die ellenlangen Gesichter der Studenten, wenn er plötzlich aufstieg und die ganze Gesellschaft arreterte. Dabei hatte er die ersten Kommandos ganz überhört, erst als die Worte "Bündel der Klagen" an seine Ohren tönten, fand er sich wieder. Jetzt dachte sich Kahle den Moment gekommen,

um mit Erfolg einschreiten zu können. Langsam erhob er sich vom Boden des Faßes und eben war er im Begriff, den Deckel wegzuschleichen, als sich etwas ereignete was er nicht vorgelesen dante. Nämlich ein Student schlang sich auf den Faßdeckel und ließ sich darauf festlich aler, ein Beispiel, dem noch zwei andere folgten.

Vorsichtig zog sich Kahle auf den Fußgrund zurück und wartete daselbst geduldig, bis sich die Studenten entfernt haben würden. Aber Kahle mußte die unangenehme Entdeckung machen, daß es zunächst keinen der Drei einfiel, vom Faße abzusteigen. Da machte Kahle endlich den verzweifelten Versuch, den Deckel zum Wanken zu bringen. Umsonst, der Deckel saß wie angenagelt. Rasch und nach begann es dann in Kahle zu dümmern, daß ihm ein schlechter Streich gespielt worden war. Eine Mensur nach der anderen wurde abgethan, jedes Kommando hörte Kahle, doch sehen konnte er nichts; denn die am Faß und Deckel befindlichen Oeffnungen zeigten ihm bloß Wand und Deckel. Noch einmal machte er einen Versuch herauszutommen, dann zog er resignirt sich auf den Fußboden zurück.

Aber alles hat ein Ende, auch die heutige Mensur. Es wurde still im Saal und zuletzt merzte der untreuwillige Diogenes, daß auch die drei "Beisitzer" vom Faßdeckel absprangen und weggingen.

Vorsichtig entstieg Kahle dem Faß und ging mit leisen Schritten zum Saale hinaus nach der Treppe, um unmerklich das Freie zu gewinnen. Es schien auch zu glücken. Aber in dem Moment, wo er zur Hofstiege hinaus wollte kam ein Schwarm Studenten zur Thür herein und als sie Kahle erblickten, schienen sie äußerst errent, ihren Leben Oberpedell Kahle zu sehen, der gewiß in Anbetracht des schönen Wetters eine Spaziertour gemacht habe! Dabei drückten sie ihm fortdiel die Hand und zogen ihn halb und halb in die Gaßstube, wo er mit Jubel begrüßt wurde. Natürlich ließ sich niemand merken, was Kahle für Pech gehabt und dieser nahm an, als er nachmittags mit bedenklichen Schritten nach Jena ging, daß sein "Ungemach" doch ein zufälliges gewesen sei und beruhigt legte er sich zu Bette.

Da um 11 Uhr wurde er munter; ein Geräusch vor seiner Wohnung ließ ihn aufstehen und hinausgehen. Da stand im Mondenschein die halbe Senner Studentenschaft und sang:

"Kahle kommt, Kahle kommt vom Jäne, Macht Euch auf, macht Euch auf die Beene." Nun wachte er alles. Am andern Morgen, als er sich in der Stadt sehen ließ, schrie jedermann Hallo über den Streich und gar lange dauerte es, ehe Kahle über sich gewann, den Studenten auf die Mensur zu folgen.

Zu hoch salairirt.

Der "Deutsche Kaufmann" bringt einen Artikel, dessen Inhalt jedenfalls aus unerer geschähen Veler interessiren dürfte, indem ähnliche Fälle nicht selten sein dürften. Mancher Angestellte, welcher mit seinem Einkommen nicht zufrieden ist, denkt zumeist nur einseitig und legt sich nicht die Frage vor, ob er auch in Anbetracht seines Könnens berechtigt ist, unzufrieden zu sein und Intelligenzere zu beneiden. Das betr. Blatt erzählt folgenden Fall:

Ein bedeutender Fabrikant hat zwei Fabriken an verschiedenen Orten. Die eine leitet er selbst, die andere sein Geschäftsführer, dem noch ein jüngerer Comptoirist zur Seite steht. Eines Tages kommt der Besitzer, um seine entfernter liegende Fabrik zu besichtigen und nach dem Rechten zu sehen. Der Herr Geschäftsführer ist Morgens 7 Uhr noch nicht auf dem Posten, wohl aber der jüngere Buchhalter, welcher mit geheimer Schabenfreude erzählt der Herr Geschäftsführer sei, wie öfter, gestern Abend erst gegen 2 Uhr nach Hause gekommen und da sei er des Morgens gewöhnlich sehr müde. Er selbst sei aber schon seit 6 Uhr auf dem Posten; er bemerkt dabei, daß der Herr Geschäftsführer Abends auch schon oft um 6 Uhr fortgehe, während er bis 8 Uhr arbeite. Dabei läßt er einfließen, daß es vielleicht doch angerathet sei, daß der Herr Geschäftsführer monatlich 300 Mk. beziehe, während er sich noch immer mit 60 Mk. monatlich begnügen müsse. Gestreut hörte ihn sein Gsel an, seine Augen auf einen Wagen gerichtet, der dicht bei dem Geselbe steht. "Was ist auf dem Wagen?" "Ach, was ist nicht." "Der junge Mann kommt zurück." "Es sind Briquettes darauf."

"Bitte fragen Sie doch einmal nach, wenn die Briquettes gehören?" sagt der Gsel und der junge Mann bringt ihm die Mittheilung, daß die Briquettes für die benachbarte Fabrik von Franke und Sohn seien. "Fragen Sie doch einmal, woher die Briquettes stammen," sagt der Fabrikant und er bekommt die Auskunft, es seien Briquettes von der Grube "Jlle".

"Bitte fragen Sie doch, von wem die Briquettes bezogen sind," war der nächste Auftrag. Der junge Mann erkundigt sich, geht Auskunft und wird wieder weggeschickt, um Mittheilung zu holen, ob die Briquettes direkt oder vom Händler bezogen seien. Der Gsel schickt den jungen Mann dann, um nach dem Freise zu fragen. Eine weitere Auskunft wird auf seinem Wunsch eingeholt, ob die Briquettes zu Wasser, per Ache oder per Eisenbahn gekommen wären und schließlich muß der Jüngling noch ein letztes Mal hin um Auskunft zu erbitten, wie viel Briquettes auf dem Wagen geladen sind und was der Fuhrlohn beträgt.

Ansehen ist der Geschäftsführer aus seiner Wohnung erschienen. Er greift den Gsel höflich und will sich schnell empfehlen, da er in der Fabrik zu thun hat, wo um 1/9 Uhr eine neue Maschine erprobt werden soll. "Einen Augenblick," bittet der Gsel, "Selen Sie so freundlich und sehen Sie doch, was dort auf dem Wagen

ist." Nach einer Minute etwa kommt der Geschäftsführer zurück und berichtet: "Es sind 20,000 Briquettes von der Grube "Jlle." Ich habe mich gleich nach dem Freise erkundigt, sie kosten 5,40 Mk., sind geliefert von Vertreter der Grube S. Schulz, sie machen sich auf der Fabrik von Franke u. Co. gut bezahlt, entwickeln aber für unsere Dampfmaschine zu viel Ache und sind daher für uns nicht zu verwenden." Der Geschäftsführer grüßt und empfindet sich! Herr Franke streicht sich seinen Bart und sagt: "Schade, daß Herr Bündig fortgegangen ist, ich wollte ihm sagen, daß er vom ersten ab 60 Mark mehr bekommt. Sehen Sie, Sie arbeiten vierzehn Stunden. Da lieber Herr, wenn Sie nur die Hälfte von dem schaffen wollten, was Herr Bündig schafft, dann müßten Sie per Tag mindestens 36 Stunden arbeiten und wenn sie 1/2, von dem verdienen wollen, was mein Geschäftsführer mit werth ist, dann haben Sie noch unendlich viel von ihm zu lernen."

Ein neuer Hafen der Nordsee.

Viele Reisende, welche das Königliche Seebad Norderey besuchen, fahren über Norden. Von dieser Stadt ist die Wasserfahrt nach Norderey nur sehr kurz, und die gefährliche Stenartigkeit überfällt die Fahrgäste auf dieser Strecke nicht. Wer jedoch meint, daß auch hier das Wasser keine Balken hat, der kann die genannte Insel (über das vollen gelegte Watt) zu Wagen erreichen. Für die Fahrt nach Norden, bezw. von Norderey zu Wasser hat die königliche Regierung in Norderey unter Leitung des Herrn Lauritz's Paule in Norderey einen neuen Hafen erbauen lassen, der nächstens eröffnet werden soll.

Der Bau besteht aus drei Theilen; einer Mole und 2 Leitwerke. Die Mole ist ein etwa 1000 Meter langer Damm, der sich in der Breite eines Eisenbahnkörpers vom Ufer aus in die Nordsee schließt. Die Mole dient zum Anlegen der Schiffe und zum Verkehr mit denselben. Jede Seite der Mole wird durch ein Leitwerk geschützt. Seewärts bilden die beiden Leitwerke (niedrige, oben abgerundete Dämme) ein breites Thor, durch welches die Schiffe ein- und auslaufen. Die Leitwerke sind nicht mit dem Ufer verbunden. Auf diese Weise wird durch die fortwährende Bewegung des Wassers in dem Hafen einer Verlandung derselben vorgebeugt.

Der Hafen selbst wird durch den Raum gebildet, welcher zwischen den beiden Seiten der Mole und den Innenleitern der Leitwerke liegt. Abgelesen von der Steinende der Mole bestehen die unter Leitung des Herrn Regierungsbauamteisters Sandmann (von Herrn C. Wering in Hannover) hergestellten Werke nur aus einer Mischung von Cement und Gelsand. Das Baumaterial hat schon jetzt insofern die Aufmerksamkeit der Technik nachgerufen, als zu demselben nur ein erkantlichter gelber Zement nöthig war. Zu den Leitwerken (Wellendrehern) wurde eine Mischung von 1 Volumtheil Cement und 5 Volumtheilen Sand hergestellt; bei der Mole verhielt sich die Mischung gar nur wie 1 zu 12 (für den Kern) und 1 zu 8 (für den Mantel).

Die trotz dieser äußerst mageren Mischung (im Gewicht ergeben sich folgende Verhältnisse: 1:7,5 — 1:12 — 1:18) erzielten Resultate sind geradezu faunenerregend. Herr Professor Hansen (als Autorität auf diesem Gebiete) hat in der Thonindustriezeitung öffentlich erklärt, daß trotz langamen Bindens Umständen und Abschwemmungen nicht statgebeuden hätten, und daß die Erhärtung eine deartig energische sei, daß die Leitwerke nicht nur brillant die furchtbaren Springfluthen ausgehalten und sich als mächtige Monolithen erwiesen, sondern jetzt bereits völligen Sandsteincharakter angenommen hätten. Professor H. ist erst ganz kürzlich wieder in Norden gewesen und versichert, daß von der Baumasse nur Splitterchen mit der Hade abgeschlagen werden können.

Nun noch einige Worte über die Art der Herstellung der Molenbauten. Die Mischung wurde auf einer Schlichtschleichen Mörtemalchine mit möglichst wenig Seewasser angemacht und in Schütten geschüttet, welche das Material bei Fluth an Ort und Stelle führten. Sobald nun Ebbe eintrat, wurde der obere Theil der Werke wasserfrei, und die Mischung ward zwischen die aufgestellten Spundwände geschüttet und kräftig eingestampft. Die wiederkehrende Fluth unterbrach die Arbeit, und die Wällen überflütheten von Neuem das nur durch beschwerte Segeltücher geschützte Werk. Die Schütten legten ans Land zurück, um wieder neuen Mörtel aufzunehmen. Das "Acherjaden" trauten diesem einfachen Thun der "Landratten" und ihren Sandhauern ganz und gar nicht und meinten, daß es zur Eröffnung des Hafens gar nicht käme, weil das, was bei glatter See einfland, noch näher Sturm wieder zerbröckelt werden würde. Von nächsten Sturm werden immer schlächer geworden. Als neulich gar bei gewaltiger Springfluth auf der Mole liegende Eisenbahnschienen wie Felsbrocken getrimmt wurden, als aber bei alledem die Werke selbst unverletzt blieben, da meinten selbst die "ältesten" Schiffer, daß es mit diesen "Sandhauern" doch eine ganz besondere Bewandniß haben müsse. Im Ganzen sind zur Herstellung derselben nicht weniger als 60 Millionen Pfd. Mörtel benutzt worden. Alle drei Werke haben eine Gesamtlänge von 3 1/2 Kilometern.

Das freundliche Städtchen Norden hat durch die Hafenanlage seine neue Sehenwürdigkeit erlangt, für welche man der Regierung dankbar ist.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Gubitz.